

Florence Brokowski-Shekete  
Raus aus den Schubladen!

# Florence Brokowski-Shekete Raus aus den Schubladen!

SPIEGEL  
Bestseller

## Meine Gespräche mit Schwarzen Deutschen

reihe  
schwarz  
bewegt

*orlanda*



*orlanda*

## Über dieses Buch

Nach dem Motto »Raus aus den Schubladen!« lädt Florence Brokowski-Shekete dazu ein, verschiedene Lebenswege von Schwarzen Menschen in Deutschland kennenzulernen, etwas über Alltagsrassismus zu erfahren und den eigenen Horizont zu erweitern. Ein wichtiger Beitrag zur Sichtbarmachung und zum Empowerment, aber auch zur Verständigung. Die vielen positiven Reaktionen auf ihre Autobiografie »Mist, die versteht mich ja! Aus dem Leben einer Schwarzen Deutschen« verdeutlichen Florence Brokowski-Shekete, wie solche Innensichten gegenseitiges Verständnis fördern und Mut machen können.

## Über die Autorin

Florence Brokowski-Shekete ist Autorin und Schulamtsdirektorin in Baden-Württemberg. Als Coach und Trainerin in ihrer eigenen Agentur für interkulturelle Kommunikation berät sie Unternehmen und Institutionen. Sie arbeitete als Lehrerin, Schulleiterin und Schulrätin. Darüber hinaus hat sie einen Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg zum Thema »Diskriminierungssensible Pädagogik im Bildungskontext«.

Florence Brokowski-Shekete  
**Raus aus den Schubladen!**  
Meine Gespräche mit  
Schwarzen Deutschen



Für mehr menschliches Verständnis

## Anmerkung der Autorin

In diesem Buch habe ich bewusst diskriminierungssensible Schreibweisen verwendet. So ist das Wort »Schwarz« großgeschrieben. Damit wird verdeutlicht, dass es sich nicht um ein Adjektiv handelt, sondern um eine Selbstbezeichnung von Menschen, die aufgrund ihrer Hautfarbe im beruflichen und privaten Alltag Rassismus erleben.

# Inhalt

Anmerkung der Autorin

Vorwort

Selbstverständlich sind wir hier

Wunderbare Begegnungen  
Meine Gespräche mit Schwarzen Deutschen

Mein Lächeln ist meine Waffe  
Sylvie Brou, Schulsekretärin

De Schwatten Ostfrees Jung  
Keno Veith, KFZ-Mechaniker und Blogger

Heimat ist dort, wo ich mich wohlfühle  
Isaac Boateng, Industriekaufmann und Sozialökonom

Jetzt oder nie  
Ingrid Adjoa Yeboah, Rechtsanwältin

Der Speyrer Bub  
Victor Nettey, Metzgermeister

Dein Brot kannst du auch mit anderen teilen  
Juliana Luisa Gombe, Betriebswirtin und  
Bildungswissenschaftlerin

Kleine Kinder achten nicht auf die Hautfarbe  
Chantale Bierou, Gesundheits- und Kinderkrankenpflegerin

Mit meiner Musik verbinde ich Kulturen!  
Gerald Ssebudde, Kantor, Gymnasial- und Hochschullehrer

Ich bin nur von der Hautfarbe her anders  
John Ehret, Bürgermeister

Zu auffällig für den Hintergrund  
Henrietta Harris, examinierte Altenpflegerin und Samantha  
Harris, Projektmanagerin

Was wir zulassen, entscheiden wir selbst  
Stephania Mbianda Papdo, Gynäkologin

Mein Blick nach vorn

Dank

## Vorwort

Es ist noch nicht so lange her, dass meine Autobiografie *Mist, die versteht mich ja!* erschienen ist. Seit der Veröffentlichung erhalte ich viele Zuschriften in Form von Briefen, E-Mails und Kommentaren in den sozialen Netzwerken.

Weiße Deutsche schreiben mir, dass sie meine Einladung zu einem Blick in das Leben einer Schwarzen Deutschen sehr wertschätzend angenommen haben. Sie bedanken sich dafür, Einblicke erhalten zu haben in ein Leben, das ihnen bis dahin kaum oder gar nicht vorstellbar gewesen war.

»Danke, dass Sie mir mit Ihrer Autobiografie Fragen beantwortet haben, die ich mich nie zu stellen traute«, schrieb mir beispielsweise eine Leserin. Sie sei froh, sich nun ohne schlechtes Gewissen, ohne ein selbstverordnetes Frageverbot mit bestimmten Fragen offen auseinandersetzen zu können. Ein Frageverbot, ein Verstummen, das vielerorts verbreitet ist als Gegenpol zu einem unsensiblen Umgang mit Diskriminierungen.

»Ich gebe zu«, heißt es in einem anderen Brief, »als ich gehört habe, dass Sie Schulleiterin sind, war ich sehr verwundert. Eine Schwarze als Schulleiterin an einer deutschen Schule? Nachdem ich nun Ihr Buch gelesen habe, schäme ich mich für diese Einstellung.«

Wie offen, wie ehrlich, wie selbstkritisch. Viele Leserinnen und Leser bekunden, ihre Haltung, ihr Handeln

und ihr Verhalten gegenüber Deutschen mit anderen Wurzeln nun zugewandter zu reflektieren.

Deutsche mit anderen Wurzeln, nicht mit afrikanischen, schreiben mir, sie würden die Parallelen erkennen. Auch sie würden nicht als zugehörig betrachtet, obwohl sie doch Teil dieser Gesellschaft und hier zu Hause seien. Sie besäßen nicht die gleichen Möglichkeiten und Chancen wie Weiße und wünschten sich nichts sehnlicher als ein gleichberechtigtes Leben. Sie wollten ihre Existenz in diesem Land, das ihre Heimat, ihr Zuhause ist, nicht ständig rechtfertigen müssen. Sie wünschten sich, als das anerkannt zu werden, was sie sind: Mitglieder unserer Gesellschaft.

Unglaublich viele Zuschriften und Kommentare erreichen mich von Schwarzen deutschen Frauen und Männern jeglichen Alters. Durch meine Geschichte fühlen sie sich nicht nur angesprochen, sie finden sich darin wieder, verspüren Ermutigung und Empowerment. Manche berichten mir von ihrer eigenen Geschichte. Es gibt Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede. Es sind jedoch alles Geschichten von Stärke, Kraft und Mut, von Lebensfreude und Witz. Es sind auch Geschichten, die Traurigkeit, Schmerz und Einsamkeit erahnen lassen. »Ich wollte Danke sagen«, schreibt mir eine junge Schwarze Frau, »Danke dafür, dass Sie dieses Buch veröffentlicht haben. Damit helfen Sie Menschen, die die gleichen Lebensumstände haben wie Sie. Und Sie helfen auch jenen, die Menschen wie mich nicht verstehen können oder wollen.«

Die Geschichten, die mir zugetragen werden, sind meist Erfolgsgeschichten. Sie erzählen von Schwarzen Frauen und Männern, die enormen Widerständen zum Trotz nicht aufgegeben und ihren Platz in der deutschen Mehrheitsgesellschaft gefunden haben. Dabei waren sie oft

die ersten und einzigen Schwarzen in ihrem sozialen Kontext. All diese Geschichten sind für mich Beispiele von Resilienz.

Auch bei Lesungen begegne ich Schwarzen Frauen und Männern. Sie fallen auf, weil sie oft die einzigen Schwarzen Gäste sind. Immer kommen wir ins Gespräch, der Austausch ist mir wichtig.

Wiederum anderen begegne ich in beruflichen Zusammenhängen oder bei privaten Treffen. Wir sehen uns, sprechen über uns, über mein Buch und die darin geschilderten Erfahrungen, das gemeinsame Thema verbindet.

Es sind sehr schöne, tiefgehende Begegnungen.

Und so entstand die Idee zu diesem Buch. Ich lud meine Schwarzen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner dazu ein und bat sie, mich an ihrem Leben Anteil nehmen zu lassen. Ich bat darum, sie sichtbar machen zu dürfen. Damit andere durch sie Empowerment, Inspiration und Freude erfahren. Um Lebensmut und Willensstärke zu vermitteln. Um außergewöhnliche und gleichsam »normale« Biografien zu zeigen.

Ein Buch von Menschen für Menschen, um sich wahrzunehmen und gegenseitig zu stärken.

## Selbstverständlich sind wir hier

Es ist eine gelungene und festliche Veranstaltung zum Thema »Gesellschaftliche Eingliederung von jungen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund«.

Die Teilnehmenden suchen den Austausch, man kommt leicht miteinander ins Gespräch, lauscht den Vorträgen und Darbietungen, den unterschiedlichen beruflichen Perspektiven und Tätigkeiten, erfreut sich an der Stimmung.

Man wolle miteinander, voneinander, füreinander lernen, so steht es im Programm. Ich bin ebenfalls Gast, wurde eingeladen, um mit meiner interkulturellen Expertise zu unterstützen. Mich interessiert es auch, welche persönlichen und beruflichen Vorstellungen und Visionen diese jungen Menschen mit ihren vielfältigen, multikulturellen Biografien haben.

Ein weißer, deutscher Gast spricht mich an: »Was machen Sie eigentlich beruflich?«, möchte er wissen. Nun habe ich nicht vor, an diesem Ort meinen beruflichen Hintergrund in den Vordergrund zu stellen. Die Neugier meines Gegenübers ist jedoch deutlich spürbar. Ich erkläre ihm, dass ich hauptberuflich als Schulamtsdirektorin, freiberuflich als Coach, Beraterin und Autorin tätig bin, an dieser Veranstaltung jedoch nur als Gast teilnehme. Der Blick meines Gegenübers wirkt nun noch erstaunter. Mit großer Enttäuschung und fast ungläubig kommentiert er meine Antwort: »Ach, ich dachte, Sie wären Sängerin.«

»Sängerin?«, wundere ich mich. Natürlich komme ich im Laufe der Veranstaltung mit vielen verschiedenen Menschen ins Gespräch, wir unterhalten uns über unterschiedliche Themen, gesungen habe ich jedoch zu keinem Zeitpunkt.

»Wie kommen Sie darauf, dass ich Sängerin sei?«, frage ich ihn, gespannt auf seine Antwort, und ich merke, wie mein beruflicher Hintergrund nun doch im Begriff ist, in den Vordergrund zu treten, oder besser gesagt, hervorgeholt wird. Er klärt mich auf, dass ich den Eindruck mache, als sei ich Sängerin. Nein, nicht, dass ich jemandem ähnlich sähe, also keiner bestimmten Person. Einfach aufgrund meiner Erscheinung, meiner Frisur, meiner Hautfarbe, meines ganzen Äußeren, meines Auftretens, aufgrund von allem, Sängerin halt, das passe!

Geschickt versuche ich, das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken, müsste ich meinem Gegenüber doch sonst erklären, was seine Überzeugung mit Klischees und Schubladendenken zu tun hat, mit Schubladen, in denen er mich sieht. Ich will aber einfach nur diesen Tag und diese Veranstaltung genießen.

Szenenwechsel ...

Dieses Mal vertrete ich tatsächlich offiziell als Schulamtsdirektorin das Amt, für das ich tätig bin. Das Thema der schulischen Veranstaltung lautet: »Berufliche Orientierung im schulischen Kontext«. Externe Gäste sind ebenfalls geladen, um sich mit Schülerinnen und Schülern über deren berufliche Ideen auszutauschen und Impulse zu geben. Ein Gast kommt in der Pause freudig auf mich zu. Ich kenne ihn nicht, er kennt mich nicht. Aus diesem Grund erkundigt er sich, wer ich sei und welchen beruflichen Hintergrund ich habe. In diesem Rahmen erscheint es mir passend, meinen beruflichen Hintergrund in den dienstlichen Vordergrund zu rücken. Zunächst lasse ich den

so an mir Interessierten Vermutungen anstellen. Ich lächle in mich hinein in Vorfreude auf das folgende Spielchen. So frage ich ihn, welcher Berufsbranche er mich denn zuordnet, und bin schon sehr gespannt auf seine Einschätzung. Der junge Mann meint, ich sei bestimmt Stewardess. Nicht, dass im Rahmen der Veranstaltung Vertreterinnen und Vertreter dieses Berufsbilds anwesend wären und er mich schlicht verwechselt. Nicht, dass er irgendetwas von mir wüsste. Denn zu diesem Zeitpunkt ist mein Buch, *Mist, die versteht mich ja!*, in dem ich unter anderem von meinem Traumberuf in der Kindheit erzähle, das war tatsächlich Stewardess, noch gar nicht erschienen. »Also«, fügt er hinzu, »zu jemand so Exotischem wie Ihnen passt nur ein exotischer Job.«

Ich kläre ihn auf, dass ich Vertreterin der Unteren Schulaufsichtsbehörde sei und somit die Dienstvorgesetzte der hier anwesenden Schulleitung. »Nein!«, erwidert mein Gegenüber fast empört, »so ein normaler Bürojob passt doch gar nicht zu jemandem, der aussieht wie Sie.« Nicht, dass er mir bestimmte Qualifikationen zuschreibt, die eine Stewardess auszeichnen. Nicht, dass er mir bestimmte Qualifikationen abspricht, die für diesen »normalen« Bürojob, wie er ihn nennt, notwendig sind. Exotik passe nun mal nicht zu normal, normal nicht zu Exotik, so einfach ist das.

Zu meiner großen Überraschung bemerke ich einige Zeit später, dass der junge Mann meinen Worten offensichtlich nicht hat folgen können. Denn in einem Gespräch mit einer weiteren Person zeigt er sich erneut überrascht, als diese ihm meine dienstliche Position erläutert, so, als habe er noch nie davon gehört. Ich habe den Eindruck, er hat es tatsächlich nicht begriffen. Erwartung und Realität ließen sich nicht miteinander in Einklang bringen.

Diese beiden Episoden sind nicht die einzigen, die zeigen, dass Menschen, denen ich im Laufe meines Berufslebens begegnet bin, meine Tätigkeit als Lehrerin, als Schulleiterin, als Schulrätin und Schulamtsdirektorin nicht mit mir in Zusammenhang bringen konnten. Anfangs war ich mir nicht sicher, ob ich die Äußerungen, die erstaunten und fragenden Blicke, die Fassungslosigkeit oder Enttäuschung in den Gesichtern aufgrund meines ganz und gar nicht exotischen Berufes als Kompliment oder als Irritation auffassen sollte.

Ich habe mich dann gefragt: Traute man mir diesen, wie viele meinten, »normalen« Beruf nicht zu, weil man mir unterstellte, die dafür nötigen Kompetenzen nicht zu besitzen? Glaubten sie, dass nur weiße Deutsche den Bildungssektor vertreten dürfen? Rechneten sie schlichtweg nicht mit einer Schwarzen Person in diesem Bereich? Und das auch noch in höherer beziehungsweise leitender Funktion? Zugegeben, der deutsche Bildungssektor ist tatsächlich noch immer vornehmlich weiß. Ich erinnere mich noch gut an eine Situation, in der ich als Lehrerin gefragt wurde, ob ich denn »richtig« Lehrerin sei oder nicht doch eher eine Praktikantin aus Timbuktu.

Nun ist es nicht ungewöhnlich, dass die Mehrheit einer Gesellschaft in der Regel auch das Bild nach außen prägt. Aber eine Gesellschaft verändert sich und damit auch das, was sie repräsentiert. Eine Tatsache, die wahrgenommen, begriffen und anerkannt werden muss. Dennoch, einen wirklichen Vorwurf mache ich meinen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern nicht.

Doch hat ihr Erstaunen nur etwas damit zu tun, dass ich als Schwarze in »ihrem« weißen Bildungssektor tätig bin? Oder würde ich bei einem anderen Beruf in die gleichen ungläubigen Gesichter schauen? Liegt es vielleicht daran,

dass mit einer Schwarzen deutschen Frau in vielen Berufen nicht gerechnet wird? Oder kommt da einfach die Enttäuschung zum Ausdruck, weil zu der vermeintlich »exotischen« Fassade kein mutmaßlich »exotischer« Beruf gehört, es also keine außergewöhnliche, spannende und amüsante Geschichte zu hören gibt?

Wie ist es mit Schwarzen Schauspielerinnen und Schauspielern? Ja, die gibt es im deutschen Fernsehen. Zwar eher vereinzelt und meist noch in Rollenstereotypen, aber auch das scheint sich gerade zu ändern.

Und Schwarze Sportlerinnen und Sportler? Ja, sie kämpfen für deutsche Mannschaften, laufen, springen und tun vieles mehr für deutsche Vereine. Auch von ihnen haben es einige nicht leicht, müssen Geringschätzung ertragen, vor allem bei Misserfolgen und wenn sie auf der Straße nicht in Verbindung mit ihrem Sport wahrgenommen werden.

Schwarze Models? Ja, auch sie gibt es auf deutschen Laufstegen. Ebenso Schwarze Background-Sängerinnen und -Sänger, die viele weiße deutsche Bands verstärken. Es gibt Schwarze Comedians, Tänzerinnen und Tänzer, ja, auch Stewardessen und Stewards.

Diese Berufe scheinen den Erwartungen zu entsprechen, die mit Schwarzen verbunden sind. Sie sind anders, kreativ, strahlen einen fremdartigen Zauber aus, »exotisch« eben.

Natürlich sieht man immer häufiger Schwarze im Verkauf oder in Sektoren, die vom Fachkräftemangel besonders hart getroffen sind. In diesen Sektoren werden sie nicht nur gebraucht, sondern auch angesiedelt. Von Jobs im Niedriglohnsektor ganz zu schweigen, wo man fest mit ihnen rechnet und davon ausgeht, dass sie, wenn überhaupt, dann dort Fuß fassen.

Schwarze Lehrerinnen und Lehrer in deutschen Klassenzimmern hingegen, Schwarze Juristinnen und

Juristen in deutschen Kanzleien, Schwarze Finanzbeamtinnen und Finanzbeamte in deutschen Behörden, Schwarze Bürgermeisterinnen und Bürgermeister in deutschen Städten, Schwarze Vermieterinnen und Vermieter von Wohnungen in Deutschland – das scheint immer noch eine Ausnahme zu sein und ruft jedes Mal großes Erstaunen hervor.

Es hat den Anschein, als ob viele Berufe eine weiße Domäne seien, in der Schwarze nicht erwartet werden, mehr noch, als stünden diese Berufe Schwarzen nicht zu. Als sei es nicht selbstverständlich, dass sich Schwarze für diese Berufe qualifizieren und sie dann auch ausüben. Ich habe zuweilen sogar den Eindruck, als würde ein Schwarzer, der sich für einen hochqualifizierten Job bewirbt, trotz seiner fachlichen Expertise als anmaßend und grenzüberschreitend betrachtet. So, als ob er etwas von einem Kuchen abhaben wolle, der ihm nicht zusteht. Bedauert man als Schwarze Person diesen Umstand, heißt es schnell, man wolle bloß eine Quote, man wolle Schwarze in Bereichen, egal ob qualifiziert oder nicht, Hauptsache Schwarz. Diese Unterstellung ist absurd, denn Voraussetzung für eine bestimmte berufliche Tätigkeit ist die entsprechende Qualifikation und im besten Fall auch die persönliche Eignung. Also etwas, das so selbstverständlich wie normal sein sollte.

Noch etwas anderes bringt mich immer wieder zum Nachdenken. Meine derzeitige berufliche Tätigkeit ruft Reaktionen hervor, die, so erscheint es mir, sowohl die Ernsthaftigkeit des Berufes wie die Glaubwürdigkeit meiner Person in Zweifel ziehen. Diese berufliche Aufgabe und meine Person passen in den Augen meines Gegenübers nicht zusammen. An der nonverbalen Reaktion erkenne ich, was sich mein Gegenüber gerade fragt: Echt, das ist ein Beruf, den selbst *die* ausüben kann? Dann kann er ja gar

nicht so schwer sein. Oder: Ach, schade, wie langweilig, so interessant ist *die* ja gar nicht!

Mitunter nehmen diese Gespräche dann einen merkwürdigen Verlauf aus enttäuschter Verwunderung und ehrfürchtiger Bewunderung. Bei mir persönlich hinterlassen sie einen schalen Beigeschmack, der mir deutlich vermittelt: Das war nicht die Antwort, die man von dir erwartet hat, und irgendwie passt du hier jetzt gar nicht mehr ins Bild. Du hast die Leute enttäuscht, nicht ihren Erwartungen entsprochen.

Oder was hätte ich erwidern sollen, als ich in einem offiziellen Kontext als Schulrätin vorgestellt wurde und eine anwesende Person amüsiert feststellte: »Na, da bringen Sie ja Farbe ins System!«

All diese Eindrücke, Gefühle und Erlebnisse begleiten und beschäftigen mich nun schon seit Jahrzehnten.

Ich wollte nicht glauben, dass es außer mir keine anderen Schwarzen geben soll, die in »normalen« und wenig »exotischen« Berufen tätig sind. Ganz im Gegenteil, ich war fest davon überzeugt, dass es sie gibt. Und ich habe sie getroffen und mit ihnen gesprochen.

Ich wollte dabei herausfinden, welche Berufe es sind, die angeblich nicht zu Schwarzen passen, weil sie nicht »exotisch« und aufregend sind. Mich interessierte, welche Biografien diese Frauen und Männer haben, ihr beruflicher Werdegang und ihr Alltag. Ich habe meine Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner gefragt, welche Erfahrungen sie gemacht haben, welche Hürden und Stolpersteine, Erwartungen und Befürchtungen ihnen auf ihrem Weg begegnet sind und welche Unterstützung und Förderung sie erfahren haben.

Ich wollte wissen, wie weiße Deutsche auf Schwarze Kolleginnen und Kollegen in vermeintlich weißen Berufen in unserer diversen Gesellschaft reagieren. Dabei ging es

mir nicht um einen politischen Diskurs, um das Auflisten von Verordnungen, um Aufrechnungen und Vorhaltungen.

Meine Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner habe ich um einen Blick hinter ihre Kulissen gebeten. Dieses Buch soll den Perspektivwechsel ermöglichen, eine Erweiterung des Horizontes innerhalb unserer Gesellschaft. Es soll den Blick gewähren von der Mitte der Brücke in beide Richtungen. Dafür möchte ich dazu einladen, die Brücke von beiden Seiten zu betreten, um sich möglichst in der Mitte zu treffen.

Ich möchte, dass die Stimmen von Schwarzen gehört werden, von jenen, die als Metzgermeister, Gynäkologin, Schulleitungsassistentin, Kantor oder Bürgermeister und in vielen weiteren Berufen und Funktionen als selbstverständlicher Teil unserer Gesellschaft tätig sind.

Diese Frauen und Männer sollen sichtbar werden, sein und bleiben.

# Wunderbare Begegnungen

## Meine Gespräche mit Schwarzen Deutschen



Sylvie Brou, Schulsekretärin, Heidelberg, Baden-  
Württemberg, mit Wurzeln in der Elfenbeinküste, Westafrika

Mein Lächeln ist meine Waffe  
Sylvie Brou, Schulsekretärin